

Kindheit (13.02.1937 bis 13.02.1945)

Die älteste Erinnerung ist ein Bild, in dem ich als Kleinkind in hellem Sonnenschein an der Reling eines Segelboots stehe und das Wasser dicht unter dem Rand vor mir vorbeigleiten sehe. Es muss im Sommer 1939 kurz vor Kriegsbeginn bei einem Besuch in Stettin bei Onkel Georg gewesen sein. Bei einem anderen Erlebnis – ich dürfte vier gewesen sein – war ich unfreiwillig uneigennützig. Ich besuchte zusammen mit meinen Schwestern unsere Mutter im Krankenhaus und streifte durch die Gänge. Vor der Küche sagte eine Schwester „Hier hast du ein Würstchen“. Voller Stolz zeigte ich es der Familie, und Mutter bedankte sich, weil sie dachte, es wäre für sie. Generös teilte sie es auf. Ob für mich etwas übrig war, weiß ich nicht mehr.

In jener Zeit verlief zu Hause in Lauban alles in geregelten Bahnen und für mich ohne spektakuläre Höhepunkte. Spielkamerad war der drei Jahre ältere Nachbarsjunge Peter Linke (ohne mit uns verwandt zu sein), den ich beneidete, weil er eine echte SA-Schirmmütze hatte, während ich mit einem Soldatenhelm aus Pappe und in gummigesäumten Spielhöschen im Sand spielen durfte. Zu dem Soldat-Spielen passte ‚Peterchens Mondfahrt‘ als harmlose Unterhaltung, die ich im Kino sehen durfte. An Spielgeräten gab es eine Schaukel, die an der Teppichklopfstange hing und eine Wippe über einem Holzklotz. Auf dem Rasenstück im Garten stand manchmal ein kleiner Drahtverhau, in dem ich die Kaninchen streicheln konnte. Dass die Kaninchen nicht nur zum Spielen da waren, merkte ich spätestens, wenn ich im Keller dabei war, wie Vater einem das Fell abzog, was mir sehr leid tat. Wie es zu Tode gekommen war, hatte ich nicht gesehen. Ich begegnete ihm erst wieder beim sonntäglichen Mittagsbraten.

Meine drei älteren Schwestern waren Ursula, Ruth und Elisabeth. Besonders Elisabeth hatte ihr Leben lang ihre Behinderung zu ertragen. Sie ertrug sie geduldig und ohne zu klagen. Als Baby hatte sie eine fehlerhaft behandelte doppelseitige Hüft-Luxation, die zu ihrem hinkenden Gang führte. Deshalb war sie manchmal etwas langsamer als die anderen. So geschah es eines Tages, dass sie mich zum Mittagessen rief und ich, nachdem ich schon innerhalb der Umzäunung des Gartens war, gegen ihren Willen wieder auf die Straße wollte. Deshalb hielt sie das Türchen zu. Und um ihr zu zeigen, dass ich doch nach draußen könne, stieg ich auf die Gartentür, um sie zu überklettern. In dem Augenblick riss sie sie auf und ich stürzte mit der Nase voran auf den Bordstein.

Meine Schwestern hörte ich öfter flüstern, da sei wieder jemand im Dunkeln abgeholt worden, ohne dass nähere Umstände genannt wurden. Hin und wieder wurde erzählt, dieser oder jener sei ‚gefallen‘. Wenn die große, 16 Jahre ältere Ursula Kartoffeln bratend am Herd stand und ich daneben, fragte ich, was das bedeute, ob es so sei, wie wenn jemand vom Bürgersteig runter fällt. Dass die Leute sich totschießen, brachte mir die erste Ahnung vom Krieg, genauso wie der hinter dem Kapellenberg abgestürzte Jagdflieger, den ich nicht sah, von dem man sich aber erzählte, dass er so verbrannt war, dass er nur noch Kindergröße hatte, was ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte. Am Kapellenberg lag übrigens der Hang, der sich zum Wintersport eignete. Dorthin kamen die Soldaten aus der Garnisonskaserne zum Skifahren, zwischen denen ich als Sechsjähriger mit meinen Einmeterbrettern ohne Hemmungen hinab fuhr. Das konnte ich allerdings nur während meiner Kindheit. Denn später gab es bedingt durch Krieg und Krankheit die Möglichkeit dazu nicht mehr.

Als ich geboren wurde, waren meine Eltern schon in fortgeschrittenem Alter, meine Mutter Liesbeth geb. Albert (21.05.1894 - 22.12.1978) war sehr gläubig, mein Vater Otto (27.03.1892 – 30.01.1947) hingegen in religiösen Dingen eher abwartend. Ich erinnere mich an zwei Male, dass er mir eine Backpfeife versetzte. Er hatte am Haus viel Spalierobst gepflanzt, das sich noch entwickeln musste. Es dürfte 1943 gewesen sein, als ich eine Williams Christ-Birne in halber Größe entdeckte, und sie freudestrahlend meinem Vater entgegenbrachte, als er gerade mittags aus dem Dienst im Katasteramt nach Hause kam. Wie gern hätte ich sie wieder angeklebt. Es sollte seine letzte Birne von diesem Bäumchen gewesen sein. Denn ein Jahr später wurde er zum Militär eingezogen. Die andere Bestrafung war früher. Ich pflegte gern unter den Tisch zu kriechen und Leute zu erschrecken. Einmal zielte ich auf Ursels Beine mit ihren damals neuen Seidenstrümpfen, die mich lockten, sie bis zu den Knien rauf und runter zu streicheln. Ursel, die damals schon verlobt war, reagierte empört und schrie ‚Eberhard, lass das‘ und sagte es meinem Vater, der mir für diese ‚Ungehörigkeit‘ eine versetzte.

Ansonsten war unser Vater-Sohn-Verhältnis sehr liebevoll. Ich sehe mich noch als kleinen Wicht auf dem Kindersattel vor ihm auf dem Fahrrad sitzen und den schmalen Weg – gesäumt von Rasen – unter mir vorbei flitzen. Die Fahrt führte oftmals nach Geibsdorf, dem Geburtsort von Mutter und Vater. Er traf dort seinen jüngeren Bruder Gustav, und beide saßen in der Badeanstalt etwas

erhöht und tranken ein ‚Helles‘, während ich ihnen stolz erzählte, dass ich schon unter Wasser schwimmen konnte. Tatsächlich merkte ich, wie ich zwischen Boden und Oberfläche schwebend ein paar Züge machen konnte. Gern bin ich mit Vater ‚in die Pilze‘ gegangen. Eines Sonntags Morgens stapften wir durch den regenfeuchten Tragshain, ein in der Nähe unserer Siedlung gelegenes Wäldchen, wo ich zum ersten Mal die Bekanntschaft von Birkenpilzen, Butterpilzen und Goldröhrlingen machte.

Eine für Vater erholsame Beschäftigung war der Umgang mit Bienen. Er hatte ein barackenartiges Bienenhaus errichtet und vermehrte die Bienenstöcke, wenn die Bienenvölker schwärmten. Ich erinnere mich, wie sie einmal in einem kleinen Obstbaum eine regelrechte Traube bildeten. Wenn er bei den Bienen die Pfeife rauchte, war er ganz bei sich. Er nahm aber auch unangenehme Arbeiten in Angriff. Wenn es notwendig war, entleerte er mit dem Jaucheschöpfer die Jauchegrube.

An meinem sechsten Geburtstag ging ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung. Mutter hatte sich immer gewehrt, ein Tier im Haus zu haben. Aber es war meine liebe Schwester Ruth, die hinter ihrem Rücken aus dem Tierheim eine kleine rehbraune Promenadenmischung besorgte. Da dies ein Geburtstagsgeschenk war, konnte Mutter nichts dagegen sagen. Der Hund war klein, hatte geknickte Ohren und einen geringelten Schwanz. Er erhielt den stolzen Namen „Tell“. Als eines Tages Vater mit dem Handwagen in die Stadt ging – unsere Siedlung lag am Rande von Lauban – begleitete ich ihn mit Tell. In der kleinen Stadt gab es damals nicht viel Verkehr, so dass wir mit dem Handwagen nicht streng rechts liefen und Tell nebenher trottete. Da kam von hinten ein Leichtmotorrad, fuhr rechts an uns vorbei und überfuhr den Tell. Er war sofort tot und ich in tiefer Trauer. Ich sah noch seine glasigen, blicklosen Augen, aber es war nichts mehr zu machen. So wurde der Handwagen zum Leichenwagen. Ob Tell im Garten beerdigt wurde, weiß ich nicht mehr. Vielleicht war es auch gar nicht erlaubt.

Ein bleibendes Erlebnis war 1943 die Wanderung mit der ganzen Familie im Isergebirge, dessen Blau beim Blick aus dem Fenster zu Hause die Berge in erreichbare Nähe zu rücken schien. Wir fuhren mit dem Zug nach Bad Flinsberg. Von dort führte unser Weg hinauf zum ‚Heufuder‘ und dann weiter auf die nahegelegene ‚Tafelfichte‘. Leider steckten wir dort oben in feuchtem dichtem Nebel, so dass der Aufstieg auf den Aussichtsturm sich erübrigte.

Nach dem Erlebnis der Wanderung, sagte Vater „Das ging ja so gut, dann werden wir nächstes Jahr auf die Schneekoppe gehen“. Aber dazu kam es nicht mehr, denn nachdem Nachrichten über die Gräueltaten der Deutschen im Osten durchsickerten, muss er sich im Amt wohl den Mund verbrannt haben. Er wurde abkommandiert, bei Glogau Schanzen zu bauen, also Wälle aufzuhäufen, um die anrückende sowjetische Front zu bremsen. Dann wurde er mit 52 Jahren wieder zur Kriegsmarine eingezogen, bei der er schon im Ersten Weltkrieg vier Jahre lang U-Boot gefahren war. Er war damals nicht freiwillig Marinesoldat geworden, denn er war 1910 als wandernder Tischlergeselle nach Wilhelmshaven gelangt, wo er Seemann wurde, bis 1914 der Kaiser per Dekret die Handelsmarine zur Kriegsmarine erklärte.

Im Herbst 1943 war ich eingeschult worden, vorgewarnt mit Ratschlägen meiner Schwestern, wie die Lehrer einzuschätzen seien. Aus der Periode sticht ein für die Zeit typisches Ereignis heraus. Da gab es einen Lehrer namens Rosenke, genannt ‚Rosenkönig‘, der eines Tages einen kleinen Erstklässler verprügelte. Er tat es vor der ganzen Klasse mit offensichtlich sadistischem Vergnügen, wie er den Kopf des Kleinen zwischen seine Knie steckte, die Hose stramm zog und unter dem jammervollen Geschrei des Delinquenten mit dem Rohrstock auf dessen Hosenboden einschlug.

Von der Versetzung in die zweite Klasse hatte ich nicht viel. Denn schon im Spätherbst wurde unsere Schule Lazarett und Flüchtlingsunterkunft für die aus dem Osten Fliehenden. Davon allerdings war auch unser kleines Einfamilienhaus betroffen. Wir bekamen Einquartierung einer Familie aus ‚Litzmannstadt‘ wie die Nazis das heutige Łódź nannten. Sie wohnten in den oberen drei Zimmern, wir im Erdgeschoss. Ich spüre noch heute den Duft von gebratenen Butternudeln in der Nase, der von oben herunter strömte. Diese Familie gehörte zu jenen Glücksrittern, die die Gelegenheit genutzt hatten, den Osten zu ‚besiedeln‘ und dort zu Reichtum zu kommen. Sie hatten ein Kino besessen und waren begütert. Der Sohn der Familie – älter als ich – spitzte mich an, mit ihm zur Hauptpost zu gehen und für meine Briefmarkensammlung für ein paar Mark eine große Sondermarke mit dem Hitlerbildnis zu erwerben. Als Mutter das sah, ergriff sie es sofort und steckte es in den Ofen.

Mutter, gestärkt und gefestigt durch ihren Glauben, war von fröhlichem Gemüt und sang oft geistliche Lieder bei der Hausarbeit. Wenn sie Nachbarn traf oder

beim Eintritt in einen Laden, grüßte sie mit ‚Guten Tag‘, auch wenn man ihr drohte, sie werde schon noch den Hitlergruß lernen. Eines Tages aber war sie wütend über Ruth, die oftmals vorwitzig war und Mutter wohl geärgert haben musste. Die wollte ihre Tochter von 12 oder 13 Jahren mit einem Stöckchen züchtigen. Jene aber entwand ihr's und zerbrach es, was Mutters Zorn erst recht anstachelte. Sie ergriff den nächstliegenden Teppichklopfer und verfolgte Ruth in wilder Hetzjagd immer um den Wohnzimmertisch herum, während ich aus Mitleid heulend daneben stand. Denn Ruth war hübsch und meine Lieblingsschwester. Wie es aus ging, fehlt in meiner Erinnerung.

Der Winter 1944/45 war abwechselnd schneereich und nass. Ein letzter Höhepunkt war die Christmette in der ev. Kreuzkirche. Ich sehe uns noch um 17:00 Uhr, schon bei Dunkelheit, durch den Schnee stapfen und das Innere der Kirche betreten. Sie war ausgestattet mit mehreren übereinander gestaffelten Emporen und einem riesigen, hell strahlenden Lichterbaum. Die Zeit danach im Januar habe ich stumpf und grau in Erinnerung. Immer mehr Flüchtlinge drängten in die Stadt, und immer mehr Soldaten bevölkerten, oft mit Verwundungen, die Straßen.

Flucht und Rückkehr (13.02.1945 bis 21. Mai 1946)

Dann kam der Februar. Genau an meinem Geburtstag saßen wir mit gepackten Koffern und Rucksäcken auf dem Seeckt-Platz und warteten auf den Abtransport mit Bussen, die uns vor der heranrückenden Kriegsfront weiter in den Westen bringen sollten. Aber am Abend mussten wir unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehren. Andere hatten den Vorrang, wir mutmaßten, dass es möglicherweise Parteibonzen waren. In der Nacht hörten wir den nahen Geschützdonner und sahen im Westen einen roten Himmel, von dem ich nachträglich vermute, dass es das brennende Dresden hat sein können. Wir saßen aufrecht in den Betten und aßen das eingeweckte Mirabellenkompott aus dem Keller.

Am nächsten Morgen, zwei Tage ehe die Sowjets die Stadt eroberten – sie war zur Festung erklärt worden – wurden wir nach Zittau transportiert und blieben dort, weil Mutter Gallenkoliken bekam. Wir waren bei einer fremden Frau für ein paar Tage einquartiert, wo ich eines Morgens aufwachte und erstaunt feststellte, ich hätte so arg geschwitzt. Aber es war das einzige Mal, dass ich unter die Bettnässer geraten war. In Zittau war es auch, wo ich abends einen Wachsoldaten traf, der aus dem Erzgebirge stammte, und mir in breite-stem Sächsisch die Vorzüge der Holzschnitzerei nahezubringen versuchte.

Danach kamen wir in nassem Schneetreiben nach Wittgendorf, in ein kleines Bauernhaus mit niedrigen Fenstern und Türen. Dort konnte Ruth eines Tages die Fähigkeit ihrer Stimmnachahmung zeigen. Sie meckerte wie eine Ziege so echt, dass unsere Wirtin rief „Schafft mir die Ziege aus dem Haus!“ Aber auch hier konnten wir nach ein paar Tagen nicht bleiben und wurden nach Tetschen-Bodenbach, das heutige Děčín, gebracht. Dort bewohnten wir in einem an einer Treppenstraße gelegenen Haus ein Zimmer im Souterrain und hörten von einem begeisterten Mitbewohner immer die ‚Siegesnachrichten‘ des deutschen Heeres.

Das Hervorstechende war die landschaftliche Lage in den Ausläufern des Elbsandsteingebirges mit seinen steil abfallenden Felsen. Besonders eine Stelle besuchten wir gern, wo man von oben herunter die Schiffe wie Spielzeuge auf der Elbe fahren sah. Beim Blick auf die Schiffe sagte Mutter „Ach Kinder, wie gern würde ich euch Dresden zeigen“. Vater hatte mit ihr einst die Hochzeitsreise dorthin unternommen. Wir wussten zu der Zeit noch nicht, dass es Dresden

nicht mehr gab und die Schiffe keinesfalls nach Dresden fahren würden. Hier oben war es auch, wo Ruth die Aufsichtspflicht über mich hatte in Vertretung der älteren Schwester Ursel, die inzwischen bei ihrem verwundeten Mann in Bayreuth war. Mir hatte es ein Baum ganz am Rande der Anhöhe angetan, um den herum ein schmaler Trampelpfad nahe des Abgrunds lief. Auf dem rannte ich immer um den Baum herum unter Ruths wütendem Angstgeschrei „Eberhard, komm sofort her!“.

Ich weiß nicht, wie lange wir in Tetschen-Bodenbach waren. Es können drei Wochen gewesen sein. Wie wir von dort wieder zurück nach Görlitz kamen, ist mir entfallen. In der Zwischenzeit sind sowohl Mutter wie auch Ruth mit dem Fahrrad bis nach Lauban gefahren, um nach unserem Haus zu schauen. Dort trafen sie auf deutsche Soldaten, merkwürdigerweise auch auf einen aus einer befreundeten Familie. Wir waren in den letzten Kriegstagen in der Stadt Görlitz, und zwar in Görlitz-Moys, rechts der Neiße, wo Onkel und Tante ein Anwesen hatten. Die beiden hatten mich – es dürfte 1944 gewesen sein – mit ihrem Zweisitzer-DKW einmal für ein paar Tage mit dorthin genommen, wo ich mich an einen Baum mit großen Eierpflaumen erinnere.

Jetzt also befanden wir uns während der letzten Kriegstage – Ende April oder schon Anfang Mai – wieder hier. Während Ruth und Mutter einmal mit den Rädern nach Tetschen-Bodenbach gefahren waren, um noch Sachen zu holen, befanden Elisabeth und ich uns in der Innenstadt von Görlitz in der Obhut eines Pastors, bei dem ich alle 18 Strophen von „Ich singe dir mit Herz und Mund“ lernte, während draußen das Trommelfeuer dröhnte. Der Pastor aber beschwichtigte uns, die Stadt bleibe unversehrt, weil die weiße Fahne gehisst worden sei. Dies hätte gefährlich sein können, denn ich hatte davon gehört, dass Leute von fanatischen Nazis an ganzen Baumreihen gehenkt worden seien.

Von hier gingen wir zu Fuß nach Seidenberg, im Südwesten des Kreises Lauban gelegen. Wir hatten einen Handwagen dabei, den wir von Tante Toni in Moys bekommen hatten. In Seidenberg stellten wir uns nach Brot bei einem Bäcker an, der, wie sich herausstellte, mit dem Stiefbruder unseres Vaters verwandt war. Hier erfuhren wir, dass in Kürze noch ein Lastwagen nach Westen starten würde. Er sollte die Nazis aus der Gefahrenzone bringen. Wie viel Gepäck wir mit uns schleppten, auch wie wir den Handwagen mit Gepäck immer mit bekamen,

fehlt in meiner Erinnerung. Überhaupt folgten die vielen Erlebnisse so dicht aufeinander, dass sie in der Erinnerung auf viel mehr Tage verteilt sein könnten.

Jedenfalls fanden wir uns an einem Nachmittag auf dem Hänger eines kleinen klapprigen Lastwagens zwischen vielen Leuten auf Bergen von Gepäckstücken wieder. Unser Lastwagen befand sich inzwischen in einer langen Reihe von Fahrzeugen, die alle in dieselbe Richtung fuhren. Im Gedächtnis geblieben ist mir ein Bild, welches zeigt, wie auch ernste Ereignisse voller Komik sein können. Eine junge Mutter hatte extra einen keramischen Nachtopf dabei, in den sie ihr Kleinkind pinkeln ließ. Da wir ja auf dem Wagen kein Spülklosett hatten und man den Wagen nicht extra anhalten konnte, wollte sie den Inhalt in hohem Bogen vom Wagen herab ausschütten – und hatte plötzlich nur noch den Henkel in der Hand.

Wir kamen nach Reichenberg, wo wir irgendwo übernachteten. Am nächsten Tag waren die Nazis verschwunden. Zunächst wussten wir nicht, wohin die Reise gehen würde, nur weg von den Russen, hin zu den Westmächten. Allmählich setzte sich die Erkenntnis durch, dass wir den Städten nach elbaufwärts fuhren. Ein einschneidendes Erlebnis hatten wir in der Stadt Leitmeritz. Es war ein heller sonniger Vormittag, als wir in die Stadt einfuhren. Wir befanden uns gerade auf dem Marktplatz, als ein markerschütternder Schrei ertönte „Runter, runter – Flieger“. Die Aufbauten des Wagens waren nicht sehr hoch, so dass wir im nächsten Augenblick in einem engen Hausflur waren, in dem sich die Leute drängten. Sofort erdröhnten die Bordkanonen, rasselte Maschinengewehrfeuer und schon war der Spuk wieder vorbei. Der ganze Treck war inzwischen weiter gefahren. Man meinte wohl, es sei außerhalb der Stadt sicherer. Der Luftalarm war zu Ende, und wir konnten uns auf die Suche nach unserem Lastwagen machen.

Wir kamen an durch Bomben zerstörten Lastwagen und PKWs vorbei. Ein Bild ist in mir haften geblieben. Ich sah von fern ein brennendes Kleiderbündel liegen. Beim Näherkommen war es jedoch eine brennende Frau, deren kochendes Hirn herauslief. Wir fanden unseren Wagen wieder und waren froh, diesem Schreckensort zu entkommen. Unsere Zeitvorstellungen waren inzwischen durcheinander geraten. Wir fuhren durch Dörfer, in denen die Einwohner abends fröhlich in der Sonne vor ihren Häusern saßen. Sie hatten geflaggt, rot-

weiße Fahnen mit einem blauen Dreieck. Die waren uns unbekannt, und wir wunderten uns darüber.

Die Verwunderung endete am nächsten Tag im Morgengrauen, als unser Treck auf freiem Feld stoppte. Wir fanden uns plötzlich umringt von einer Menge Personen, merkwürdigerweise mit gestreiften Anzügen. Mutter packte schnell Brötchen aus – offenbar noch vom Bäcker in Seidenberg – und schmierte sie dick mit Butter „Hier, Junge, iss noch schnell!“. Aber die Butter war ranzig und das Brötchen blieb mir im Halse stecken. Die Leute kamen heran und holten uns von unserem Wagen herunter, um sich über das Gepäck her zu machen. Jemand sagte, der Krieg sei zu Ende. Es war der Morgen des 9. Mai, Ruths Geburtstag. Erst später erfuhren wir, dass wir in der Nähe des Lagers Theresienstadt gelandet waren.

Meine liebe Schwester Ruth hat die folgenden Erinnerungen viel präziser, kontinuierlicher und detaillierter aufgeschrieben. Allerdings unterscheidet sich unsere Wahrnehmung zeitlich im folgenden Erlebnis. Als jemand ihre Tasche ausschüttete, aus der Löffel herausfielen, sprang sie auf den Wagen, als gehöre sie zu den Plünderern, und raffte sie auf. Während ich die Szene noch im Morgengrau sehe, ist es bei ihr schon heller Vormittag.

Teils gingen wir zu Fuß, teils wurden wir mit Armeelastwagen transportiert. Wir wurden so hineingestopft, wie gerade noch Platz war, ehe die Bordwand geschlossen wurde. Dabei ergab sich ein angsterfüllter Augenblick, als wir voneinander getrennt wurden und nicht wussten, ob wir am selben Ort abgeladen würden. Mir sind zwei Ortsnamen in Erinnerung, Saaz und Komotau, durch die wir kamen. In Lauen kam es zu einer Massenhysterie unter den in der Fremde Gestrandeten. Sie waren mit ihrem Gepäck über einen Platz vor der Einfassungsmauer eines großen Gehöfts verstreut, als jemand rief „an die Mauer, an die Mauer“. Und sofort ging das Jammern los „Jetzt werden wir erschossen“. Aber es ging nur darum, für den Verkehr Platz zu schaffen.

Ab da gingen wir große Strecken zu Fuß, um irgendwie die deutsche Grenze zu erreichen. Das Laufen war für Elisabeth mit ihrem Hüftleiden eine Energieleistung sondergleichen. Es waren Tage, an denen die Sonne vom ungetrübten Himmel herab strahlte. Es war heiß und staubig. Wir hatten noch eine Milchkanne mit Rübensirup dabei, die wir am Wegesrand stehen lassen mussten, weil sie zu schwer wurde. Wir hatten Durst, aber nichts zu trinken, bis

uns in einem Hof erlaubt wurde, mit einem rostigen Eimer Wasser aus einem Brunnen herauf zu ziehen.

Einmal kamen wir an einem einsamen brennenden kastenförmigen Rotekreuzwagen vorbei. Er stand wie ein Denkmal vor dem blauen Himmel auf einer kleinen Anhöhe neben dem Weg, als plötzlich die Hupe lang anhaltend heulte. Es war ein gespenstischer Augenblick, an den ich mich später immer erinnerte, wenn ich Salvador Dalis Bild mit der brennenden Giraffe betrachtete.

Ich habe Erinnerungen an zwei Übernachtungen. Grundsätzlich galt die Polizeistunde. Um 8 Uhr abends durfte man sich nicht mehr auf der Straße aufhalten. Aber als wir um diese Zeit noch keine Unterkunft hatten, mussten wir versuchen, auf Wiesen voranzukommen. Wir waren dabei auch in der Gesellschaft eines Landsers, als plötzlich in unserer Nähe eine Leuchtkugel hoch ging. Mit pochendem Herzen wühlten wir uns in einen Heuhaufen hinein, um nicht entdeckt zu werden. Als wir meinten, die Gefahr sei vorüber, hasteten wir auf der Wiese weiter, bis wir an eine halbverfallene Baracke am Rande eines ehemaligen Militär-Flugplatzes kamen. Aber die war schon übervoll von Schutz Suchenden. Wie Mutter und meine Schwestern die Nacht hier verbrachten, weiß ich nicht mehr. Mich lehnte Ruth auf einem Tisch an die Holzwand dahinter, sodass ich im Sitzen einschlief.

Das andere Mal war in einer Schule ein Rotekreuz-Lager. Wir strebten einer Ortschaft zu, als aus einem Fenster jemand um Hilfe schrie. Wir wussten damals noch nicht, dass die Sudetendeutschen von Tschechen aus Rache verfolgt wurden. Wir konnten aber nicht helfen und ließen unseren Handwagen im Straßengraben stehen, um schneller voranzukommen. In der Schule fanden wir auf dem Fußboden ausgebreitet Strohsäcke – dicht nebeneinander, damit möglichst viele Schläfer Seit an Seit Platz finden würden.

Was ich nicht bemerkte, war, dass Mutter und Ruth im Morgenrauen loszogen, um den Handwagen nachzuholen. Wir kamen schließlich wieder nach Tetschen-Bodenbach, wo wir aus unserer Flüchtlingswohnung noch Sachen holen konnten. Um dort zum Bahnhof zu kommen, mussten wir über einen eisernen Steg mit Holzbohlen als Lauffläche gehen. Das Holz war verkohlt und glomm noch an verschiedenen Stellen, und unter uns zwischen den Gleisen lagen dick aufgedunsene Pferdeleiber. Es roch in der Mittagshitze noch nach Krieg.

Immerhin konnten wir hier in einen Güterwagen einsteigen, denn der Zug sollte uns bis über die Grenze bringen. Der Ort, zu dem der weit entlegene Bahnhof gehörte, dürfte Johannistal gewesen sein. Er lag idyllisch in einem Tal im Walde – fern jeglicher menschlicher Behausung. Das bedeutete, man konnte nichts zu essen kaufen, und wir hatten Hunger. Die Leute um uns herum hatten Zugang zu Nahrungslagern der Nazis gehabt und sich mit Lebensmitteln eingedeckt. Einmal hat uns jemand ein paar Kartoffeln gegeben, sonst haben wir auch Kartoffelschalen auf improvisierten Öfchen gekocht. Wir wussten nicht, wann der Zug weiterfahren würde. Dennoch raffte sich Mutter eines Tages auf, um den eine Dreiviertelstunde entfernten Ort aufzusuchen, um Brot zu kaufen. Und tatsächlich, kaum war sie weg, sprach sich herum, dass heute der Zug abfahren solle.

Was sollten wir tun? Also räumten wir unser Gepäck auf den Bahnsteig, um auf jeden Fall auf unsere Mutter zu warten. Gott sei Dank kam sie noch pünktlich vor der Abfahrt an. Von Zittau nach Görlitz führte eine Schmalspurbahn mit Wagons, die vorn und hinten eine kleine Plattform hatten, von der man ins Wageninnere kam. Im sicheren Gefühl, dass die vielen Sowjets vom Bahnhof sich nachher über die Frauen in den Wagen hermachen würden, kauerte unsere Mutter sich außen hin und nahm auch Ruth hinzu und drapierte sie so wie sich selbst als altes Mütterchen. So blieben sie ungeschoren. Ich habe geschlafen und nichts bemerkt von dem Treiben, das die ganze Nacht dauerte trotz der kurzen Strecke nach Görlitz. In Görlitz musste man irgendwie über die Neiße kommen. Aber es war dann einfacher als gedacht. Die Brücke war noch da. Von hier waren es 12 km bis nach Geibsdorf, dem Geburtsort von Vater und Mutter. Sie musste wohl schon vor Kriegende die Nachricht erhalten haben, dass ihr Bruder Artur wieder zu Hause sei.

Es war der Sonnabend vor Pfingsten, Mutters Geburtstag am 21.Mai, als wir müde und verschwitzt dort ankamen. Artur, der ältere Bruder von Mutter, war Fleischer und Landwirt und hatte einen gepflegten Hof. Gleich neben dem Schlachthaus befanden sich die Wasserinstallationen zum Ausspritzen der Räume. Und hier auch gab es ein großes gemauertes Becken, angefüllt mit immer noch warmem Wasser, das nach der Familienreinigung übrig geblieben war. Hier stiegen wir – einer nach dem andern – ein, um Staub und Schweiß loszuwerden, der sich seit Beginn unserer Odyssee angesammelt hatte.

Bei unserer Rückkehr erhielten wir eine traurige Nachricht. Wie die meiste Dorfbevölkerung waren auch der Bruder meines Vaters, Gustav, und seine Frau Else mit ihrer Tochter Marianne auf Traktoren-Gespannen vor der heranrückenden Kriegsfront geflohen. Marianne war eine bildhübsche junge Frau von neunzehn Jahren. Bei Kriegsende war der Treck bereits wieder auf dem Weg nach Hause in Geibsdorf. In dem Durcheinander des Verkehrsaufkommens überholten russische Heeresteile die langen Züge des Trecks. Um davor zu warnen, war Marianne von ihrem hinteren Anhänger herabgesprungen, um vorn dem Traktorfahrer zu sagen, er möge mehr rechts fahren, weil sich wieder Russen näherten. Aber das war für sie zu spät. Sie wurde von einem rechts vorbei fahrenden Motorradfahrer erfasst und unter den Anhänger geschleudert und von ihm überfahren. Marianne war das einzige Kind ihrer Eltern gewesen.

Am Hof von Artur befand sich eine Person, die schlecht auf eine Nationalität festzulegen war. Er war als sogenannter Fremdarbeiter bei Artur gewesen und sprach sowohl russisch wie auch tschechisch und polnisch. Mit seiner sprachlichen Beweglichkeit bildete er einen gewissen Schutz, bedingt dadurch, dass Artur für die Russen schlachten durfte, was eine gewisse Zeit lang auch für uns günstig war. Er, dessen Nachnamen ich vergessen habe, ging nach ein oder zwei Wochen, als es gefahrlos möglich zu sein schien, mit Mutter und Ruth nach Lauban, um nach unserm Haus zu schauen. Abgesehen davon, dass alle Kommodenschubladen ausgeleert waren, sodass alle Böden von Papier überschwemmt waren, hatte das Dach ein großes Loch durch einen Granatsplitter. Das konnte notdürftig repariert werden, sodass wir nach vier Wochen wieder nach Lauban zurück kamen.

Unter polnischer Herrschaft (21.05.1945 bis Mai 1946)

Inzwischen hatte sich politisch eine Wandlung vollzogen, von der wir keine Kenntnis haben konnten, weil uns die Konferenzergebnisse von Jalta und von Potsdam unbekannt waren. Polen verlor seine Gebiete im Osten an die Sowjets und bekam dafür den deutschen Osten. Das merkten wir daran, dass in Lauban statt der sowjetischen nun polnische Soldaten waren. Und wir merkten es ganz direkt, weil wir bald in unser Haus polnische Offiziere zur Einquartierung bekamen. Sie gehörten zu den nichtkommunistischen Einheiten, die in Großbritannien gegen das Deutsche Reich gekämpft hatten und nun nach Polen zurückkehrten. Sie bewohnten das Erdgeschoss – bestehend aus Küche und zwei Zimmern und den Keller, während wir uns ins obere Geschoss mit Dachschrägen zurück zogen. Dort hatte die Mutter ihr Schlafzimmer, daneben wir Jüngeren unseres. Und dann gab es noch eine Dachkammer als Küche. Solange die Offiziere bei uns waren, hatten wir keine Plünderungen zu erwarten, und wir konnten gut leben. Die Offiziere zweigten aus der großen Herde Kühe, welche die Garnison angesammelt hatte, zwei ab, die sie in einer halben Wehrmachtsbaracke in der Nähe unseres Hauses unterbrachten.

Mutter und Ruth mussten die Kühe versorgen und melken, machten mittels einer Zentrifuge Sahne und Butter und erzeugten Quark. Ich hatte die Aufgabe, die Kühe zu hüten. Durch den Mangel an Literatur, die im Krieg verschwunden war, langweilte ich mich bei den Kühen. Ich ersann Tricks mich abzulenken. Also kletterte ich aus dem Dachfenster und erklomm die eisernen Krampen, die auf den Kamin hoch führten und setzte mich oben drauf. So konnte ich meine Kühe in der Ferne hinter der nächsten Häuserzeile auf der Wiese weiden sehen. Einmal allerdings waren sie verschwunden, und wir mussten sie suchen, bis wir sie hinter der nächsten Anhöhe im Tragsheim gefunden hatten. An einem Abend wollte Ruth ausprobieren, ob die Kühe sich auch zum Reiten eignen. Also setzte sie mich auf die eine, die auch sofort anfing los zu galoppieren, über den Schützengraben vor der Baracke mit ihrem Stall sprang und mich darin abwarf.

So wie Ruth die Kühe betreute, übernahm sie auch die Aufgabe, die Bienen zu versorgen. Denn das Bienenhaus war im Krieg stehen geblieben, und die Bienen wollten gepflegt sein.

Eine Begebenheit ärgert mich noch heute, weil ich mich zu zögernd und ängstlich verhalten habe. Die große Wiese mit den Kühen wurde durchschnitten durch

einen breiten Feldweg, hinter dem die Polen einen kleinen Flugplatz für einmotorige Maschinen eingerichtet hatten. Das Landen und Starten beobachtete ich immer sehr interessiert. Eines Tages landete eine Pilotin, kam auf mich zu und fragte, ob ich mal mitfliegen wolle, und ich lehnte ab, weil ich unsicher war und kein Vertrauen zu einer Fremden hatte.

Eines Tages kamen unsere Offiziere auf die Idee, die halbe Baracke bei uns im Garten aufzustellen und zwar so, dass die Kühe auf der rechten Seite standen und gegenüber das Futter lagerte. Dabei geschah es, dass einmal das Gras anfang zu qualmen. Es was zu nass eingebracht worden und musste umgeschichtet werden.

Bei der Gelegenheit fällt mir eine Begebenheit ein, die ich zeitlich nicht mehr einzuordnen weiß, bei der es möglicherweise ebenfalls um zu feucht gelagertes Futter ging. Es war in Geibsdorf an einem grauen Sonntagnachmittag in dem blitzblank gepflegten Hof mit weiß gekachelten Kuhställen von Onkel Artur. Ich spielte mit anderen Jungen im Hof. Da sahen wir, wie durch die Dachziegel Rauch drang. Als ich schnell ins Haus lief, um Bescheid zu sagen, war es schon zu spät. Flammen schlugen aus dem Dach. Das Vieh musste schnell aus den Ställen geholt werden. Onkel Artur war so verzweifelt, dass er ins Feuer springen wollte und zurück gehalten werden musste. Es gab unterhalb des Gehöfts einen Löschteich. Aber die handbetriebene Pumpe und die Kette der Wassereimer von Hand zu Hand konnte nichts ausrichten. Zu der Zeit war noch nicht klar, dass ein Jahr später auch Arturs Familie nicht mehr in Schlesien sein würde.

Mit fortschreitender Zeit hatten meine Kühe die große Wiese nicht mehr für sich allein, sondern die über hundert zählenden Kühe aus der Garnison wurden von älteren Hütejungen hier auf die Weide getrieben. Da ich meine zwei Kühe genau kannte, durften sie ruhig zwischen den anderen verschwinden, und ich konnte mich den anderen Jungen anschließen, die fast doppelt so alt waren. Die hatten russischen Tabak dabei und wickelten ihn in Zeitungspapier, um ihn zu rauchen. Sie ließen auch mich probieren, was Ruth nachher zu Hause meiner bleichen Nasenspitze ansah. Die Jungen brachten mir auch bei, Kartoffelfeuer zu machen und Kartoffeln darin zu braten. Auf den Feldern wuchsen kleine weiße runde Rüben, die wir Wasserrüben nannten, die ich auf deutschen Märkten lange vermisste, später aber auf französischen wiederfand.

Im August gab es Jubel in unserem Hause. Denn Vater tauchte überraschend bei uns auf. Er war schon nach wenigen Wochen aus kanadischer Gefangenschaft entlassen worden und hatte sich überwiegend zu Fuß von Wilhelmshaven bis nach Lauban durchgeschlagen. Obwohl er mehrere Marineanzüge übereinander trug, hat er unterwegs in Ernteeinsätzen mitgearbeitet.

Er fand bald Arbeit, die darin bestand, Panzer und anderes metallenes Kriegsgerät zu Schrott zu zerlegen. Ruth bekam die gleiche Arbeit. Der Lohn der beiden reichte gerade knapp für den Unterhalt der Familie. Glücklicherweise gab es noch den Vater unseres Schwagers Kurt Knobloch mit seiner Landwirtschaft in Schadewalde, etwa 12 km entfernt. Dorthin gingen an einem Tag im Winter Mutter und ich mit einem Handwagen, um Kartoffeln zu holen. Wenn ich mich recht erinnere, bekamen wir auch Rapsöl, das wir zu Pellkartoffeln zu essen pflegten. Auf dem Rückweg begegnete uns eine Horde älterer Jungen, von denen einer – doppelt so alt wie ich – mit seinem Fahrrad mir mit der Deichsel plötzlich zwischen die Beine fuhr und mich ohrfeigte. Während Mutter hilflos schimpfend, ohne einschreiten zu können, daneben stand, zog er mir noch meine Handschuhe aus. Darauf verschwand die Gruppe wieder.

Ein Erlebnis mit unseren polnischen Offizieren hat sich mir tief eingeprägt. Wir kamen in der Regel gut miteinander aus, und sie achteten die Frauen der Familie, die ja auch zu ihrer Ernährung beitrugen. Aber eines Tages hatten sie offenbar auch Kollegen eingeladen und veranstalteten ein Saufgelage. Ruth und Elisabeth hatten sich vorsorglich aus dem Staub gemacht und waren bei Nachbarn untergekommen. Ich ahnte solange nichts, bis ich nachts durch Schüsse in die Decke aufwachte und mich neugierig oben auf die letzte Treppenstufe setzte und durch das Treppengeländer die Szene unten im Blick hatte. Die Tür zum „guten“ Wohnzimmer stand offen, und mitten drin in einer Wasserlache lag umgekehrt eine Waschschüssel, auf der der dicke einstmalige Panzerfahrer Jendrik saß und ausgebreitet ein Bettlaken hielt. Ein anderer versuchte ihn zu schieben. Offenbar spielten sie Segelschiff.

Am nächsten Morgen stellte sich heraus, dass der riesige Spiegel in der Zimmerecke zertrümmert war und den nackten Holzrücken zur Schau stellte. Da redete Mutter dem einen, der offensichtlich gut katholisch war, ins Gewissen, indem sie ihn an seine Mutter und Maria erinnerte, die dies sicher nicht billigen

würden. Zwei Tage später stand ein kleiner Spiegel vor dem großen leeren Holzrahmen.

Die Offiziere waren versetzt worden, damit verschwand unser Schutz nach außen, und auch die Kühe gingen wieder zurück zur großen Herde der Garnisonskühe. Weihnachten 1945 stand vor der Tür, und da dachte ich mir ein Weihnachtsgeschenk für die Familie aus. Nebenan wohnte unser achtzehnjähriger Nachbarssohn Siegfried Laßmann, mit dem ich mich eines Morgens aufmachte, um im Tragsheim mit ihm zwei Tannenbäumchen zu schlagen. Da es für die Eltern eine Überraschung werden sollte, hatte ich eine meiner Schwestern eingeweiht. Sie sollte außen am Haus unsern Baum hochziehen, um ihn in unser Schlafzimmer zu stellen. Am Giebel gab es auf der „halben“ Treppe ein Fenster für den Flur. Doch just in dem Augenblick, als der Baum am Seil an dem Fenster vorbei schwebte, sah ihn innen unsere Mutter, - aber sie verriet es nicht, bis sie es später gestand. Nun mussten auch Kerzen für den Baum beschafft werden. Dazu nahm ich einen kleinen Korken, durchstach ihn mit einer dicken Stopfnadel, daran einen Wollfaden. Um den Korken unten wickelte ich einen Streifen Butterbrotpapier, sodass ein Hohlzylinder entstand, in den ich flüssiges Bienenwachs goss, soweit bis die Spitze der Nadel noch sichtbar blieb und ich den Faden durchziehen konnte. Auf diese Weise entstand eine Kerzenfabrikation, die für einen Lichterbaum ausreichte.

Eine andere Unternehmung mit Siegfried Lassmann war eines Morgens der Weg zu einem Bäcker in Lichtenau, um Brot zu holen. Dazu mussten wir morgens um fünf Uhr aufstehen, damit wir uns um sechs in die Warteschlange stellen konnten. Wir stapften durch den tiefen Schnee über die Felder, um damit eine Abkürzung zu nehmen. Es war ein kleiner Laden, dessen Licht uns nach der Dunkelheit sehr hell vor kam. Immerhin hatten wir Glück, den Weg nicht umsonst gemacht zu haben.

An einem Sonntag im März – ich meine es war der 27ste, Vaters Geburtstag – hatte er eine Ahnung oder einen Fingerzeig – weshalb oder woher – bleibt für immer ein Geheimnis. Er hatte vorsorglich in den Brunnenschacht im Garten einen Seesack mit Sachen gehängt und den Deckel – so gut es ging – geschlossen. Er sollte bald entdeckt und gestohlen werden: Denn spät abends, als wir schon schliefen, brach eine Bande durch das Fenster zur Waschküche im Kellergeschoss ein, kam mit surrenden Dynamos die Treppe herauf und überfiel die Eltern im

Schlaf - und uns im Kinderzimmer. Sie nahmen sich den sauer verdienten Wochenlohn unter den Kopfkissen und nötigten Ruth, mit ihnen nach unten zu gehen. Deshalb folgte Vater und wurde bedroht, konnte aber Ruth beistehen. Unterdessen kniete Mutter in der kleinen Dachkammer auf dem Fußboden, während einer seine Pistole auf sie richtete. Aber sie erhob ihre gefalteten Hände gegen ihn mit Ermahnungen, er solle an seine Mutter und Maria denken. Das nutzte zunächst, und die Bande zog ab. Allerdings wiederholte sich das Spektakel mehrere Male in der folgenden Woche, und mir ist schleierhaft, was die wohl alles mitgenommen haben. Die Eltern wollten Anzeige auf der Kommandantur erstatten, wo ihnen aber davon abgeraten wurde, weil sie möglicherweise Rache fürchten müssten.

Das Ganze war aber nur das Vorspiel einer weitergehenden Unternehmung. Am Sonnabendvormittag derselben Woche bei hellem Sonnenschein – ich befand mich gerade im Garten – hörte ich eine Gruppe lärmend die Straße herauf kommen. Sie machte vor dem Gartentor Halt und brach in den Garten ein. Von den Eltern war nur Mutter zu Hause, der sie ein Dokument vorhielten, nach welchem wir binnen einer halben Stunde das Haus zu verlassen hätten. Eigentümer sei nun ein Dr. Neumann aus Łods. Mutter raffte in ihrer Aufregung ein paar Sachen zusammen, und dann suchten wir eine Unterkunft im Nachbarhaus, das von den „Hohenau-Wendes“ bewohnt war, einer Familie, der vormals das „Hohenau-Gut“ gehört hatte. Als Vater und Ruth von ihrer schweren Arbeit nach Hause kamen, fanden sie uns schon in der provisorischen Unterkunft vor. In der folgenden Zeit teilten wir uns das Haus mit der Familie Wende. Die Familie Dietrich, der das Haus gehört hatte, war nicht zurückgekehrt. In ein anderes benachbartes Haus – ehemals im Besitz der Familie Grötzebach – waren Leute aus Ostpolen eingezogen, die von dort vertrieben waren, weil das Gebiet der Sowjetunion zugeschlagen wurde. Diese Familie konnte gut die Notlage der Deutschen nachempfinden.

Nach einiger Zeit hatten sich die Besitzverhältnisse wieder geändert. Das Gut „Hohenau“ wurde Staatsdomäne und Familie Wende kam gleichsam als Gutsverwalter zurück. Auch wir fanden dort eine Unterkunft, weil Vater als gelernter Schreiner Wagenaufbauten und andere Geräte herstellte. Allerdings ging das Gerücht umher, dass die Deutschen das Land verlassen sollten und es gäbe schon Transporte nach Westen. Vater konnte nicht glauben, dass er weg müsste, weil er ja hier gebraucht wurde. Aber es wurde erwogen, Ruth und mich

nach Westdeutschland zu schicken, zumal Ursula und Kurt sich in Bayreuth befanden. Denn Ruth war hübsch und geriet in Gefahr von Nachstellungen, und ich hatte schon ein Jahr lang keine Schule gesehen. So wie die Dinge lagen, würde es hier wohl keine deutsche Schule geben.

Bayreuth (Frühjahr bis Sommer 1946)

Vater hatte Informationen bekommen, welche Züge in die britische und welche in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands gehen würden. Natürlich musste es die britische Zone sein. So stiegen Ruth und ich mit viel Gepäck in Begleitung der Eltern in den Personenzug, der von Marklissa kam und nach Kohlfurth weiterfuhr, von wo die Schienentrasse über die Neiße führte. Den Bahnhof Lauban wollten wir wegen der Kontrollen meiden, und so stiegen wir in Kerzdorf in den Zug. In diesem Zug war das Reisen angenehm. Das aber hörte auf, als wir in den Bahnhof von Kohlfurth kamen.

Hier mussten wir uns in Anwesenheit eines britischen Offiziers der Entlassung unterziehen. Das hieß, man bekam in jede Öffnung der Kleidung mit einer Art Pistole eine Ladung Pulver gespritzt, ebenso wurde mit dem gesamten Gepäck verfahren. Ruth musste sich einer Leibesvisitation unterziehen, um nicht zu viel Geld auszuführen. Dort im Bahnhof mussten wir irgendwie die Nacht verbringen und trafen auch auf Erika Herenz mit Mutter aus der Laubaner Nachbarschaft. Mit ihnen bestiegen wir am nächsten Tag einen Güterwagen in einem langen Zug.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, durchquerte er eine Menge von Weichen. Bei jeder rüttelte und schüttelte es dermaßen, dass das Gepäck von den oben angebrachten Borden herab purzelte und die traurigen tränenreichen Gesänge „Nun ade du mein lieb Heimatland...“ unmittelbar in Gelächter übergingen. Die Waggontür stand offen und die langsam vorbeigleitende sonnenbeschienene Landschaft wirkte versöhnlich.

Während der Fahrt gab es zwei bemerkenswerte Erlebnisse. Das erste war der Halt in Magdeburg. Es war ein zerstörter Bahnhof mit teilweise fehlendem Dach mit einer Menge Reisender auf den Bahnsteigen. Mitten darauf hatte man eine Grube ausgehoben, über der ein Holzgebälk schwebte. Dies war für die Notdurft gedacht. Ich weiß noch, wie ich mich genierte, hier in aller Öffentlichkeit hinten etwas fallen zu lassen. Das einzige Zugeständnis an die Sittlichkeit war mittendrin eine Trennwand zwischen männlich und weiblich.

Etwas das fest zum Schatz meiner Erinnerung gehört, ist neben dem Zug ein Schluck Essig aus einer Flasche in Ermangelung von Wasser. Ruth dagegen meinte, das könne nicht sein, sie habe gar keinen Essig dabei gehabt. Es müsse

Kaffee aus einem Pappbecher gewesen sein. Aber so etwas gab es ja nicht. Als der Zug sich in Bewegung setzte, näherte er sich im Schneckentempo der Elbbrücke, die vermutlich erst provisorisch wieder hergestellt war. Es war ein bleibender Eindruck, wie wir an einem sowjetischen Wachsoldaten langsam vorbeizogen. Er saß ganz nahe vor unserer geöffneten Waggontür auf dem Brückengeländer und blickte uns durdringend an, als wollte er uns zurückhalten. Wir empfanden es als Befreiung, als wir endlich an ihm vorbei waren.

Bei der Ankunft im Durchgangslager Marienborn regnete es in Strömen. Das Entlausungspulver im Haar wurde dadurch zu einem klebrigen Brei. Wir wurden in verschiedene Zelte eingeteilt. Ruth, die ja Verantwortung für mich empfand, hätte mich gern mit in ihr Zelt genommen, aber ich musste ins Männerzelt. Das Übernachten bei aufgeweichtem, schmierigem Grund selbst im Zelt war nicht sehr angenehm. Am nächsten Tag kamen wir von hier in ein kleines Barackenlager bei Lehre – wohl noch aus der Nazi-Zeit – wo wir bei guter Verpflegung drei Tage lang blieben.

Von dort wurden die Flüchtlinge in verschiedene Orte verteilt. Ruth und ich wurden zusammen mit Mutter und Tochter Herenz einem Kleinbauern in Broizem bei Braunschweig zugeteilt. Dort bewohnten wir ein Zimmer mit vier verschiedenen Schlafstellen, in denen wir reihum übernachteten. Dies waren ein durchgelegenes Sofa, ein rostiges Bettgestell, ein Liegestuhl und ein Sessel. Die vier Wochen, die wir hier verbrachten, verliefen ohne Höhepunkte. Zur Unterhaltung für die Dorfjugend war in einer Scheune ein Kino eingerichtet. Einmal gab es zu unserem Vergnügen „Quax der Bruchpilot“ mit Heinz Rühmann.

Wir hatten als Minderjährige die Chance, aus der britischen in die amerikanische Zone nach Bayreuth zu Ursel und Kurt überzuwechseln, mussten aber die Genehmigung abwarten. Familie Herenz wollte –was wir gar nicht verstanden – in die damalige „Ostzone“ umziehen, weil sie dort Verwandte hatten. Wir mussten über Hannover fahren. In den Personenzug dorthin konnten wir an einem Nachmittag in Broizem einsteigen. Entgegen der angenehmen Leere hier, gab es in dem Bahnhof in Hannover Massen von Leuten in einem Gedränge und Geschiebe. Als der Fern-D-Zug von Hamburg kommend einlief, war er schon überfüllt. Die Türen waren verstopft und wir kamen nur dank der Hilfe eines fremden Mannes mit. Er hievte Ruth und mich samt Gepäck durchs offen stehende Fenster und kletterte schließlich selbst hinein. Der milden Juninacht

war es wohl zu verdanken, dass ich den ständigen Fahrtwind bis Frankfurt/M aushalten konnte.

Wir kamen frühmorgens im Hauptbahnhof Frankfurt am Bahnsteig 1 an. Der Zug nach Bayreuth würde erst am Mittag vom Bahnsteig 12 abfahren. Das viele Gepäck war nicht auf einmal zu transportieren. Wer sollte über die liegen gebliebenen Gepäckstücke wachen? Es war schließlich ein hilfsbereiter Gepäckwagenfahrer, der uns mitsamt unserer Bagage auf sein Elektrogefährt auflud und uns hinüberfuhr. Und auch im Zug hatten wir Glück. Er wurde in Frankfurt eingesetzt, und wir konnten ein keines Schaffnerabteil mit einer Sitzbank für Zwei besetzen. Dann kam eine Jugendgruppe und baute ihr Gepäck in dem offenen Raum vor uns zu einem Berg auf, sodass nachher der Schaffner nicht zu uns konnte, uns schlafen ließ und auch nicht die nicht vorhandene Schnellzugberechtigung prüfen konnte. Während der Fahrt machte ich vor Staunen große Augen. Der Zug fuhr andauernd an wirklichen Weinbergen entlang, die ich dank meiner christlichen Erziehung nur als etwas Fernes, Überhöhtes aus der Bibel kannte.

Ursel und Kurt nahmen uns auf in ihr Zimmer in einem Haus in der Joh.-Seb.-Bach-Straße 8. Kurt hatte einen durch zwei Durchschüsse verkürzten Arm, arbeitete aber dennoch als Handlanger auf dem Bau. Er rauchte nicht und sammelte fleißig Zigarettenstummel, die er ausspulte, um für den Tabak Werkzeuge einzutauschen. So konnte er uns Stockbetten zimmern, in denen wir beide unterkamen. Auch ich musste mich am Sammeln von Zigarettenkippen beteiligen. Das ging besonders gut während des Bayreuther Freimarkts, auf dem sich viele US-Soldaten vergnügten. Einmal verfolgte ich in einem Pulk von Jungen ein Pärchen, dessen üppige, leicht bekleidete Dame sich plötzlich umdrehte und mir ihre halb gerauchte pralle amerikanische Zigarette in die Hand drückte. Daraufhin hätten mich die anderen wegen der dicken Beute beinahe verprügelt.

Auf dem Freimarkt gab es billige Vergnügungen wie dieses: Das Publikum wurde in einem Zelt über einen etwas erhöhten Gang geführt. Und was man von vornherein nicht sehen konnte, der Weg ging über ein Gitter mit einem Gebläse darunter. Lief nun eine Frau darüber, wurde plötzlich ihr Rock hoch geblasen unter dem Gejohle der Leute, die sich seitlich darunter gaffend versammelt hatten.

Wie schon das Kippensammeln zeigt, waren Kurt und Ursel sehr sparsam. Das war typisch für die Zeit. Sie schickten mich eines Tages in den kühlen Keller, in dem Nahrungsmittel lagerten, darunter auch eine Reihe sorgsam gehüteter Camemberts, von denen ich einen schön reifen holen sollte. Als wir ihn oben öffneten, war er ein einziges Madenpaket.

Solange noch nicht Sommerferien waren, ging ich für acht Wochen in die zweite Klasse. Da lernte ich ein Lied, dessen hintergründiger Sinn mir erst später aufging.

Es regnet ohne Unterlass, es regnet immerzu.

Die Schmetterlinge werden nass. Die Blümlein gehen zu.

*Roter, roter Falter komm, ach komm zu mir,
aber deinem Brüderlein schließ ich zu die Tür.*

Das habe ich arglos als Kinderlied mitgesungen, das es offenbar nicht ist. Ich vermute, dass es mit der kommunistisch orientierten „Roten Kapelle“, einer Widerstandsgruppe gegen die Nazis, zusammenhängt. Vielleicht war es eine Art Geheimcode einer geschlossenen Gesellschaft.

An die Zeit in Bayreuth habe ich nur sonnige Tage in Erinnerung. Sei es, dass wir im hellen Birken- und Kiefernwald rund um Kurts einstiges Lazarett spazieren gingen oder das unzerstörte Wagnersche Festspielhaus besichtigten. In der Nähe der Stadt floss einer der beiden Quellflüsse des Mains, der Rote Main, der zwischen Betonbänken tiefe Bademulden ausgebildet hatte. Ruth hatte schon in Lauban Schwimmprüfungen abgelegt und war dementsprechend eine gute Schwimmerin. Ich konnte es noch nicht, befand mich aber im Wasser auf einer solchen quer zum Flussbett verlaufenden Bank, als die starke Strömung mich plötzlich wegtrug und ich den Boden unter den Füßen verlor. Ich schrie um Hilfe und in dem Augenblick, als Ruth bei mir war, hatte ich auch wieder Grund unter den Füßen.

Bülstedt (Herbst 1946 bis Anfang 1949)

Vermutlich im August erhielten wir die Nachricht von den Eltern und Elisabeth, dass sie in Bülstedt im damaligen Kreis Bremervörde gelandet seien, weil Vater sich in Lauban nicht länger halten konnte und der Rest der Familie auch ausreisen musste. Also fuhren Ruth und ich zu den Eltern und wohnten mit in dem großen Zimmer, das der Bauer Puvogel uns zur Verfügung stellte. In diesem Zimmer erlebte ich meinen Vater, wie ich ihn früher nicht wahrgenommen hatte. Wir hatten Besuch unserer Laubaner Freunde, die damals auch noch in Bülstedt wohnten. Er stand aufrecht mitten im Zimmer mit einer Hand in der Jackentasche und in der anderen hielt er seine kleine Taschenbibel, die ihn in seiner Militärzeit begleitet hatte und berichtete von Erlebnissen, die er dort gehabt hatte. Was mich dabei beeindruckte, war das Bekenntnis, wie ihm in dieser Zeit die Bibel und der christliche Glaube Halt gegeben hatte. Viel später sah ich in dem Büchlein viele Unterstreichungen und Randnotizen mit Bleistift an Stellen, die ihm sehr wichtig waren.

Das Zimmer, welches uns zur Verfügung stand, hatte Platz für vier Betten mit Strohsäcken. Die Holzrahmen waren aus Brettern, die aus dem Waldbesitz von Puvogels stammten. Zu fünft wäre es beim Schlafen in vier Betten zu eng gewesen. Deshalb passte gut, dass Ruth von Anfang an eine Stelle beim Bauern Otten als Haushilfe annahm. Die Mutter Puvogel war schon recht beleibt. Das alte Paar hatte eine junge Hilfe, namens Mimi. Sie war die liebenswürdige und weichherzige Witwe des einzigen gefallenen Sohns.

Vater arbeitete als Schreiner bei einem anderen Bauern, dem er Aufbauten für seine Pferdewagen herstellte. Er klagte über Magenprobleme, weil er die beim Bauern übliche Speise „Bratkartoffeln in Buttermilch“ nicht vertrug. Im November 1946 unterzog er sich in der Klinik in Zeven einer Untersuchung mit der niederschmetternden Diagnose: Speiseröhrenkrebs, der nicht mehr operierbar sei. Er wurde wieder nach Hause entlassen, um in unserem Zimmer bis zum Tode gepflegt zu werden. Er starb am 30. Januar 1947 in einem Winter mit schneidender Kälte. Elisabeth war zu mir in die Schule gehastet „Komm schnell, Vater liegt im Sterben“. Aber wir kamen zu spät.

Der Leichnam lag bis zur Beerdigung offen im Sarg im kalten Flur vor unserer Zimmertür. Es war schon fast makaber, wie im Dunkeln die beleibte Mutter Puvogel die steile Treppe herauf keuchte, in die neben dem Sarg liegende

Räucherammer schlich und mit einem Schinken rückwärts wieder hinabstieg. Die Beerdigung war für mich als Neunjährigem ergreifend. In Bülstedt wohnten damals noch andere ausgewiesene Freunde aus Lauban, die einen kleinen Chor bildeten und – ehe der Sarg hinausgetragen wurde - sangen „Lasst mich gehen, lasst mich gehen, dass ich Jesum möge sehen...“ was mich mit seiner Melodie damals tief berührte, wenn gleich ich sie heute eher als sentimental betrachte. Die Kirche mit dem Friedhof war fünf Kilometer entfernt in Wilstedt. Für den Trauerzug waren Pferdeschlitten von den Bauern zusammengestellt worden.

Seit wir in Bülstedt waren, ging ich wieder in die Schule, jetzt in die dritte Klasse. Es war ein kleines Gebäude mit zwei Klassenräumen, der Unterstufe eins bis vier und der Oberstufe fünf bis acht. Auch ich bekam wie alle beim „Holschken-Macher ein Paar Holschken, die man mit etwas Stroh und warmen Socken im Winter trug. So hatte man immer warme Füße. An der Schule waren zwei Lehrer, für die Oberstufe der Lehrer Renken, schon älter mit Glatze. Er war auch zuständig für Musikunterricht mit seiner Fidel, deren Bogen er – wenn nötig - quer über die Bänke auf die Finger schlug. Und wenn er – wie meistens – Lönslieder singen ließ, machte er den Mund viereckig. Lehrer Ziegenhagen war offenbar frisch aus dem Krieg gekommen. Seine hagere eisgraue Gestalt steckte in einem grünen Militärmantel. Sein Gesicht zeigte Höhlen über den hervortretenden Backenknochen, darin hervorquellende Augäpfel. Er wirkte ernst und streng und seine Spezialität war das Bruchrechnen um die Wette. Also, die Schüler mussten sich hinstellen, und wer die Lösung zuerst rief, durfte sich hinsetzen. Dabei gehörte ich zu den Langsameren. Stattdessen konnte ich gut malen, besonders, als die der Schule benachbarte riedgedeckte Schmiede abbrannte, wurde das Bild wegen seines Realismus gelobt. Es sollte nicht der einzige Brand eines Hauses sein, den ich in Bülstedt erlebte. Eines Nachts ertönte die Sirene bei heftigem Gewitter und holte uns aus den Betten. Das schöne große Gehöft des Bürgermeisters Grube stand in hell lodernden Flammen, und das regennasse Pflaster spiegelte den Lichtschein.

An zwei denkwürdige Momente in der Unterstufe kann ich mich erinnern. Einmal kam ein Vertreter des Gesundheitsamtes, der uns eine Reihe essbarer Pilze zeigte, von denen mir der Hallimasch im Gedächtnis geblieben ist, ein Pilz, der meinem Vater wohl zu wertlos erschienen wäre. Beim anderen Mal tauchte – ich weiß nicht durch wen – ein halbes Care-Paket auf, dessen Inhalt verteilt

wurde. Davon übrig geblieben ist mir der Geschmack von Erdnüssen und Schokolade.

Weil Vater nun nicht mehr da war, ging ich allein auf Pilzsuche. Die konnten wir in einer Pfanne auf dem kleinen Kanonenofen in der Ecke des Zimmers braten. Als Buch zur Pilzbestimmung diente mir ein altes Kochbuch, zwar mit farbigen, aber unzureichenden Abbildungen. Immerhin war der Parasolpilz eindeutig identifizierbar, und er gehörte fortan zu meinem Repertoire. In den Herbstferien war meine Aufgabe, die ich schon kannte, Kühe hüten. Allerdings musste ich diesmal die Herde von vielleicht acht Stück Vieh erst die Dorfstraße entlang treiben und auf einer außerhalb gelegenen Wiese zusammen halten. Dabei hatte ich Muße, das Spiel der Wolken zu beobachten und Haselnüsse zu sammeln. Anstrengender war da schon die Kartoffelernte. Der Bauer Puvogel hatte eine von zwei Pferden gezogene Kartoffelschleuder, die – je schneller sie gezogen wurde – auch umso schneller die Kartoffeln auswarf. Die Strecke entlang der Dämme wurde in gleichmäßige Abschnitte eingeteilt, von denen Mutter und ich einen bearbeiten mussten. Der Bauer umrundete das zunächst noch breite Feld, so dass man anfangs Zeit zum Auflesen hatte. Je mehr Dämme verschwanden, desto schneller war er wieder hinter einem und musste mit schnaubenden Pferden warten, bis man seine Strecke aufgelesen hatte. Und kaum war man fertig, lag auf der anderen Seite die analoge Strecke bereits gerodet da, sodass man keine Zeit hatte, den Rücken einmal auszuruhen. Es gab nur zwei erstrebenswerte Erwartungen, die eine war die Mittagspause mit dick belegten Wurstschnitten, die andere war die abendliche Heimfahrt auf dem Kartoffelwagen. Auch in Zeiten der Ernte konnte ich mir ein Mittagessen verdienen. Ich frage mich noch heute, wie es mir als Zehnjährigem gelang, in der Diele des Niedersachsenhauses die Garben vom Erntewagen durch die Luke auf den Kornspeicher hinaufzureichen.

Im Hause wohnte auch noch eine Familie Schimann aus der Ukraine. Sie waren Baptisten oder Mennoniten und hielten regelmäßig Gebetsgemeinschaften ab. Da Mutter als gläubige Christin überall schnell Anschluss fand, sollte auch ich zu diesen Gruppentreffen mitgehen. Aber was ich da erlebte, hat mich für immer von dieser Art Religiosität distanziert. Man kniete an den Stühlen und rutschte betend darum herum, und dann fing ein Heulen und Gejammer an, teils unverständliches Lallen, teils ein verständliches Jammern über die eigene Sündhaftigkeit. Es waren Laute, die man als „Zungenreden“ bezeichnen könnte.

Vielleicht redeten sich die Gläubigen in eine Art Ekstase, die ich nicht nachvollziehen konnte. Dagegen sehr viel angenehmer war ein Himmelfahrtsgottesdienst im Freien mit einem Posaunenchor aus Bremen, bei dem ich mir allerdings eine Erkältung holte. Die Folge daraus war plötzlich hohes Fieber, das mich überfiel, als ich mit Elisabeth im nahen Kiefernwald Zapfen zum Anfeuern auflas. Mutter war verreist und in der Nähe gab es keinen Arzt. Als nach Wochen doch einmal einer mit dem Fahrrad vorbeikam, stellte er eine verschwartete Rippenfellentzündung fest, der man weiter keine Bedeutung beimaß.

Meine tägliche Tätigkeit war das Zeitungstragen. Mutter hatte von irgendwo ein altes Damenfahrrad bekommen, vielleicht von dem Fahrradhändler in Wilstedt, der auch Vaters Grab pflegte. Ich konnte es benutzen und packte den Stapel Zeitungen auf den Gepäckträger. Die Zeitungen kamen jeden Tag um die Mittagszeit mit dem Milchfuhrwerk, die ich dann unmittelbar anfang zu verteilen. Dabei kam ich immer zu einem villenartigen Wohnhaus mit gepflegtem Vorgarten ohne Einzäunung. Dort kam mir häufig ein weißer Spitz entgegen und ließ sich streicheln. Eines Tages aber fiel er mich von hinten an und biss mich ins Bein. Die Wunde eiterte wochenlang, und die Besitzer ließen sich herbei, mir zum Baden der Wunde ein Stück Kernseife zu spendieren.

Inzwischen waren Ursel und Kurt im Zuge des Wohnungstausches nach Altwallmoden am Harz im Kreis Goslar umgezogen. Sie bewohnten zur Untermiete ein kleines Zimmer mit Dachschräge. Kurt war hier Hilfsmaschinist an einer Pumpstation der Innerste, die im Park des Gutshofs derer von Wallmoden zutage trat. In den Sommerferien 1948 unternahm ich eine Reise dorthin, die in der damaligen Zeit noch recht umständlich war. Ich nahm den Bus, der von Zeven kam und zwischen Bülstedt und Winkeldorf hielt, und fuhr bis nach Ottersberg. Dort stieg ich in den Zug nach Bremen, konnte mit dem nächsten nach Hannover fahren und musste nochmals umsteigen in den Zug, der mich nach Ringelheim, der Bahnstation von Alt-Wallmoden, bringen sollte. Nach ca. vier Kilometern zu Fuß war ich schließlich angekommen.

Das Haus hatte drei Hauseingänge für die an der Pumpstation Beschäftigten. Es war sehr schmal und in den Hang gebaut. Man betrat es im Kellergeschoss und ging hinauf in die erste Wohnebene in Höhe des Gartens, zu welchem auch außen eine steile Treppe hinaufführte. Dass das Zimmerchen im Dachgeschoss

mit schmaler Gaube dermaßen klein sein würde, hatte ich mir so nicht vorgestellt. Kurt hatte um den wärmenden Ofen eine Reihe Küken verteilt, die er aufzog in Erwartung des späteren Eiersegens. Als Bauernsohn mästete er in einem Stall im Garten auch ein Schwein. Hinter dem Garten konnte man in den bewaldeten Höhen spazieren gehen und stieß hier und dort auf Klippen. Besonderes Glück musste man haben, einer Herde von Mufflons zu begegnen, die der Baron ausgesetzt hatte, um Jagdwild zu haben. An einem Südhang gelegen hatten sich Himbeeren angesiedelt. Dorthin gingen wir mit Milchkannen bewaffnet und mit kleinen Henkelbechern, in die wir die Himbeeren pflückten, um sie in die Milchkannen auszuleeren. Die Tagesausbeute lohnte sich, um daraus viel Himbeersaft für den Winter zu produzieren.

Ich ahnte damals noch nicht, dass ich ein Jahr später ganz hier wohnen würde. Der Lehrer Ziegenhagen hatte Mutter gesagt, ich gehöre eigentlich auf eine höhere Schule. Aber der Weg zum nächsten Gymnasium in Bremen wäre unzumutbar gewesen. Man hätte nach fünf Kilometern zu Fuß oder mit einem Rad in Wilstedt den Triebwagen nach Tarmstedt nehmen müssen und wäre von dort mit der Schmalspurbahn - genannt Jan Reiners - im Schneckentempo schließlich nach Bremen gelangt. Natürlich haben wir diese Fahrt ins zerstörte Bremen mehrere Male unternommen, denn Ruth hatte dort eine Stelle als Haustochter in einem Pastoren-Haushalt angenommen, wo wir auch über Nacht bleiben konnten. Denn die Pastorenfamilie war unserer Mutter noch aus ihrem Heimatdorf bekannt. Hier gab es auch einen Knabenchor, in dem ich zu gern mitgesungen hätte. Das wäre aber wegen der Entfernung von Bülstedt nicht möglich gewesen. Durch die Vermittlung von Pastor Kampfmeyer hatte ich auch Anschluss an eine Jugendgruppe gefunden, mit der ich in den Sommerferien an einem Zeltlager auf Borkum teilnehmen sollte. Die Nacht vor der Abfahrt verbrachten wir in einer Schule. Da gab es wieder einen Grund sich zu genießen. Ich hatte von meinen älteren Schwestern einen einteiligen Pyjama in Rosa geerbt, der aber – für Mädchen geeignet – unten von vorn bis hinten einen offenen Schlitz hatte, mir aber schon zu klein war. Wenn ich nachts zur Toilette musste, konnte ich dahin nur über einen langen Gang und musste mir den Schlitz bald vorn, bald hinten zuhalten. Die Fahrt am nächsten Tag hielt für mich die größtmögliche Enttäuschung bereit. Der Zug fuhr aus Bremen zunächst nach Westen und nahm dann die Richtung statt nach Norden nach Südwesten. So viel geografisches Wissen hatte ich schon, dass dies nicht stimmen könne. Und

richtig: Borkum war eine Fehlinformation gewesen. Nun hieß es aussteigen in Dötlingen an der Hunte, einem kleinen Nebenfluss der Weser. Hier bezogen wir eine Ansammlung von Armeezelten für je ca. acht Insassen.

1948 kurz vor der Währungsreform, als die Reichsmark in die D-Mark umgewandelt werden sollte, haben wir mit der „Weserstolz“ , einem Schaufelraddampfer, im Andenken an unseren Vater eine Weserfahrt nach Bremerhaven und zurück gemacht. Je weiter man nach Norden kam, dehnte sich die Wasserfläche immer weiter aus, die Wiesen wichen zurück und die Kühe wurden in der Ferne nur noch kleine Schwarzweißflecken.

Schulzeit Salzgitter-Bad (1949 bis 1958)

Als die Anmeldefrist zum Probeunterricht schon abgelaufen war, hatte Ursula in einem Gespräch mit dem Direktor der „Oberschule für Jungen“ in Salzgitter-Bad erreicht, dass ich nach der fünften Klasse der Grundschule hier am Probeunterricht zur Aufnahme in die fünfte Klasse noch teilnehmen könne. Um in einer höheren Stufe einzusteigen, hätte mir Englisch gefehlt. Also wurde ich angenommen und begab mich 1949 in die Obhut meiner viel älteren Schwester und ihres Mannes Kurt, der zwar zu gläubig für einen Nazi gewesen war, aber es in der unteren Militärlaufbahn immerhin bis zum Stabsfeldwebel gebracht hatte und dementsprechend „zackig“ war. Kurt war sehr praktisch veranlagt. Er hatte ein Stockwerk-Bett gebaut, in dem ich oben schlief, und, damit unten beide Eheleute Platz hatten, ein herunter klappbares Brett angebaut, um die Liegefläche zu erweitern. Hier musste Kurt, der manchmal Nachtschicht hatte, tagsüber schlafen, während ich am Tisch nebenan Hausaufgaben machte. Das war statt mit fließendem Wasser ein Waschtisch mit Krug und Schüssel, weil sich der Wasseranschluss mit der Toilette zwei Stockwerke tiefer im Keller befand.

Es gab in der Oberschule zwei fünfte Klassen, mit 56 bzw. 54 Schülern mit Bänken und Klappsitzen, der Größe nach von vorn nach hinten gestaffelt, so dass ich als einer der größeren hinten saß. Vom Unterricht ist nichts Außerordentliches zu berichten, eher von Geschehnissen außerhalb der Schule. Das Gebäude war in den Dreißigerjahren gebaut und befand sich in einer Siedlung aus der gleichen Zeit, ca. 15 Minuten vom Bahnhof entfernt. In der Siedlung gab es eine Bande streunender Jungen, die in den Gymnasiasten ihr Feindbild entwickelten. Die überfielen mich eines Tages auf dem Weg zum Bahnhof, und ihr Anführer, genannt „Lude“ schlug mich, indem er neben mir herlief, ohne dass ich mich groß wehren konnte. Daraufhin schwuren ältere Schüler Rache. Sie wollten es denen heimzahlen. Kurz darauf machte das Gerücht die Runde, eben dieser Lude habe sich umgebracht, weshalb, blieb offen.

Nach dem Unterricht dauerte der Weg von Ringelheim nach Altwallmoden zu Fuß mehr als 30 Minuten. Während man den Ranzen schleppte, hörte man schon von Weitem Pferdegetrappel, dann ratterte auf der löcherigen Straße eine Kutsche vorbei. Der Kutscher war Herr von der Linde, ein Herr von hoher aristokratischer Gestalt, der ganz im Gegensatz dazu zwei kleine Ponys dirigierte, die ihm offenbar bei seiner Flucht von seinem Landgut im Osten übrig geblieben

waren. So verrichtete er eine Art Taxi-Dienst vom Bahnhof nach Altwallmoden. Er wohnte sowie viele geflüchtete Adlige im großen Gutshof des Barons von Wallmoden, darunter auch die jüngsten Söhne der Familie von Alvensleben, Wichhard und Reimar, etwa in meinem Alter. Dazu gesellte sich Jürgen Strödter. Mit diesen Freunden konnte ich Schach oder Skat spielen.

Meine große Schwester Ursula hatte den Beruf Kauffrau gelernt. Deshalb fing sie eines Tages einen fliegenden Handel mit Unterwäsche an. Dazu diente ihr ein großer Handwagen, in den hinein Kurt ihr eine aufklappbare Kiste baute, in der sich Fächer für die verschiedenen Arten und Größen befanden. Ich genierte mich freilich, wenn ich Ursel nach der Schule auf dem Markt aufsuchte, um mit ihr zusammen den Wagen die gut sieben Kilometer nach Hause zu ziehen. Es war mir peinlich, wenn Klassenkameraden vorbei kamen und mich neben den lachsrosa gefärbten Flanell-Schlüpfern für Damen stehen sahen. Umso lieber machte ich auf dem Weg zum Markt Halt beim kleinen zweirädrigen Karren der Konditorei Cott, bei dem man schon für fünf Pfennige eine Spachtel voll Eis bekam.

Ich hatte mich an das Leben als Fahrschüler gewöhnt, als ich im Herbst am linken Oberschenkel Schmerzen bekam, die hinderlich waren. Auslöser war, dass ich bei einer Rangelei mit Mitschülern in der Schulbank einen starken Druck gegen das Bein bekam. Die Schmerzen ließen auch nach Tagen nicht nach, die Stelle wurde rot und schwoll an, und ich konnte den Weg nicht mehr zu Fuß gehen. Ich musste die Schule in der fünften Klasse abbrechen. Der Hausarzt hielt die Schmerzen für rheumatisch und verordnete Bienengiftsalbe.

Schwester und Schwager hatten inzwischen eine kleine Kammer zu ihrem Zimmer dazu bekommen, in der ich liegen und Mutter übernachten konnte. Sie war angereist, um mich mit zu ihr zu nehmen. Die Bahnfahrt unterbrachen wir, um in einem kleinen Dorf bei Peine einen Heilpraktiker aufzusuchen, den sie noch aus Lauban kannte. Herr Przystolek war Augendiagnostiker, der nach der Untersuchung meiner Augen zu Mutter sagte „Er hat Knochen-TBC“. Diese Diagnose bestätigte nach kurzer Zeit in Bremen der Chefarzt der Städtischen Klinik und zugleich Leiter der Heilstätte Friedehorst in Bremen-Lesum.

Also kam ich ins Krankenhaus in einem Hochbunker ohne Fenster aber mit funktionierender Lüftung in ein Zimmer mit fünf Männern. Hier begann ich – zur Freude der Schwestern – eine Wurst- oder Käseschnitte nach der anderen zu

verzehren, und die Männer gaben mir noch ihre Reste dazu. Es hieß, die TBC müsse durch fettreiche Kost eingekapselt werden. Eines machten die männlichen Patienten ungeniert, aber in Abwesenheit der Schwestern, sie stellten auf dem Rücken liegend ihren Penis zum Phallus auf und traten in den Wettstreit, wer den größten hätte. Nach sechs Wochen wurde ich verlegt nach Friedehorst, aber in eine Knabenstation.

Hier lagen Kinder zwischen acht und fünfzehn Jahren mit Knochen-TBC an den verschiedensten Stellen. Meistens waren Hüft oder Kniegelenke betroffen, wobei beide Arten in einem kolossalen Beckengips versteift wurden, die Kniegelenke, bzw. die Hüftgelenke danach aber mit schmerzhafter Physiotherapie wieder beweglich gemacht werden mussten. Ein Junge lag in einem Körpergips unentwegt flach auf dem Rücken, weil seine Wirbelsäule betroffen war. Ich selbst kann da von Glück sagen, weil es bei mir kein Gelenk war, sondern der linke Trochanter. Deshalb musste bei mir kein Gelenk versteift werden, sondern ich erhielt eine Gipsschale, in der allerdings die Unterschenkel bandagiert wurden, damit ich ruhig liegen blieb. Ein unangenehmes Erlebnis hatte ich in den Anfängen. Die gerötete Schwellung am Oberschenkel war immer noch da und musste punktiert werden. Es war ein unvergesslicher Sonntagabend, an dem ein Gewitter aufzog und die Ärzte mit einer Riesenkanüle anrückten. Zwar gab es eine kleine Betäubungsspritze mit der Wirkung nur an den oberen Hautschichten. Je tiefer, desto mehr war zu spüren, wie das Gewebe Stück für Stück durchbrochen wurde. Das Ergebnis waren 200 Kubikzentimeter blutiger Eiter. Draußen zog sich das Gewitter über sechs Stunden hin, er krachte dass die Baracke wackelte. Am nächsten Tag erfuhr man, dass ein Tornado in der Nähe einige Dächer abgedeckt hatte, und wir waren froh, dass unsere Baracken nicht betroffen waren.

Mein Bettnachbar war mit fünfzehn zwei Jahre älter als ich. Er war der Sohn begüterter Eltern, eines Kürschner-Ehepaares aus Osterholz-Scharmbeck. Der Vater groß und sportlich, die Mutter von voller Gestalt, liebevoll, mit einem Pelz um den Hals. Die brachten ihrem Herbert jede Woche die neuen Hefte von Billy Jenkins und Tom Prox, die ich auch zum Lesen bekam, und durch ihn erhielt ich auch einige Bände von Karl May. Das Vergnügen an der Lektüre wurde jedoch gestört durch einen Besucher, der an mehreren Abenden kam. Er wirkte unsicher und verklemmt und wollte mir die Wildwest-Heftchen ausreden. Die seien Schund und ich solle lieber die frommen Traktate lesen, die er verteilte. An

geistiger Unterhaltung für alle gab es eine Art Schulstunde, meistens in Erdkunde, die dahin führte, dass ich die Hauptstädte aller afrikanischer Staaten und Kolonien kannte. Einen Lichtblick erlebte ich durch den unerwarteten Besuch meiner Mitschülerin Hanni Borrmann und ihres Vaters aus Salzgitter. Auch meine Schwester Ruth, die immer noch im Pastoren-Haushalt tätig war, besuchte mich öfter. Sie hatte mit der Familie einige Tage auf Borkum erlebt und kam sonnengebräunt an. Das weckte mein Interesse, auch einmal die Nordsee zu erleben. Es ist jedoch nie dazu gekommen.

In der Gipsschale musste ich neun Monate liegen und durfte im Frühjahr 1951 tagsüber in die Liegehalle geschoben werden. Dank der reichlich konsumierten fetten Kost hatte sich mein Körpervolumen beträchtlich vermehrt, sodass die Ärzte die TBC wohl für genügend eingekapselt hielten. Jedenfalls durfte ich nach siebzehn Monaten erste Gehversuche machen. Durch das Übergewicht und den Muskelschwund brauchte ich noch einen Monat mit physiotherapeutischer Hilfe, bis ich wieder normal gehen konnte. So wurde ich entlassen mit der Auflage, noch nicht zur Schule zu gehen, sondern zu Hause immer wieder Ruhepausen einzulegen.

Durch meine körperliche Verfassung nach der Entlassung und das Bewusstsein, ein übergewichtiger Koloss auf Stelzen zu sein, verminderte sich mein Selbstwertgefühl gegenüber Mädchen. Wenn ich heute Bilder meiner Konfirmation 1953 anschau, kann ich meine damalige Stimmung nachempfinden. Es war Sommerzeit, in der die Konfirmandengruppe abendliche Ausflüge in den Wald unternahm, bei denen wir im Gras zusammen saßen. Da hatte es mir ein Mädchen angetan, auch aus Schlesien stammend, das von zigeunerhafter Attraktivität war. Die verehrte ich und versuchte, sie möglichst oft auf dem Heimweg von ihrer Realschule zu begleiten. Sie war es, die mit ihrer Begeisterung für den „Hochzeitsmarsch von Grieg“ das Interesse für klassische Musik in mir weckte, während Schwager Kurt eher Operettenmelodien oder Militärmärsche bevorzugte. Einige Zeit später, als ich im Kunstunterricht in einem Plakatwettbewerb Konzertkarten gewann, konnte ich sie zu einem Konzert der Göttinger Sinfoniker in Salzgitter einladen. Ich hatte damals schon den Führerschein, und Kurt hatte mir großzügig seinen VW-Standard geliehen. Smetanas „Moldau“ und die 9. Sinfonie von Dvořak haben mich damals euphorisiert, aber ich traute mich nicht, mich ihr zu nähern. Es gab eine Hürde, die ich nicht überwinden konnte.

Wie ich zu dem Führerschein gekommen bin? Eine Fahrstunde bedeutete damals eine halbe Stunde fahren. Davon hatte ich fünf absolviert, als ich wegen einer Blinddarmoperation für eine gewisse Zeit ins Krankenhaus musste. Nach noch einer weiteren Fahrstunde war die praktische Prüfung. Der Prüfer und ich saßen zunächst hinten, bis ich den anderen Prüfling am Lenker ablöste. Die Prüfungsfahrt ging in der verkehrsberuhigten Siedlung rund um meine Schule vonstatten. Kaum war ich losgefahren, als ich einen kleinen zweirädrigen Karren am Straßenrand in elegantem Bogen umfuhr. „Na, Herr Linke, muss man beim Überholen eines Fahrzeugs nicht zunächst in den Spiegel schauen?“ Das war aber während der zwanzig Minuten das einzige Problem. Beim Aussteigen: „Wie viele Fahrstunden hatten sie denn?“ „Sechs“ „Ist das nicht ein bisschen wenig?“ Die mündliche Prüfung orientierte sich an großen Bildtafeln und Fangfragen. Zum Beispiel scheiterte einer an der Frage, was ein Schäfer mit seiner Herde auf der Straße bei sich haben muss – eine Laterne. So war es 1956.

Kurz nachdem ich den Führerschein hatte, machten wir mit Kurts neu erworbenem VW – mit der neuen eiförmigen Heckscheibe – eine Urlaubsfahrt nach Süddeutschland. Wir besuchten Orte wie Bayreuth, Kloster Banz und Staffelstein, wo Kurt sich während seiner Verwundung aufgehalten hatte. Wir streiften den Alpenrand und waren für ein paar Tage in einem billigen Hotel in Garmisch-Partenkirchen. Kurt und ich hatten sogar die Absicht, die Alpspitze zu besteigen, wurden aber unterwegs von Wolken überrascht, so dass wir wegen Nebels umkehren mussten. Nachdrücklich in Erinnerung ist mir die Partnachklamm, mit ihrem tosenden Gewässer und den beängstigend ragenden und einander sich nähernden Felsen. Auf dem begleitenden Holzsteg konnte man das Wasser hautnah spüren, weil es allenthalben herunter tropfte.

Auf Mutters Drängen musste man in Memmingen den Heilpraktiker Siegfried Bandmann – auch eine Bekanntschaft aus Lauban – in seiner geräumigen Praxis aufsuchen, um uns der Reihe nach augendiagnostisch untersuchen zu lassen. Nachdem das abgehandelt war, fuhren wir auf dem Heimweg über Wiesbaden, um Mutters Schwester, unsere Tante Toni Herbst, zu besuchen. Sie wohnte bei ihrem Sohn Karl und dessen Frau Isolde, die auffallend blondiert war und aus Ratibor stammte. Ich erinnere mich, dass sie mit Karl uns vor Kriegsende in Lauban besuchte und ich mit Kindermund sie unverblümt auf ihre Schminke ansprach, was ihr keine Freude bereitete. Nach dem Verwandtenbesuch machten wir uns auf die Heimreise. Der VW hatte Spitze 110 km/h angegeben,

aber als Kurt mich fahren ließ, erreichte der Wagen bergab 125, wobei ich auf Kurts Mahnung entgegnete, ich müsse doch für die Gegensteigung Anlauf nehmen.

In der Zeit meiner Abwesenheit durch Krankheit hatte sich unsere Wohnsituation geändert. Kurt und Ursel bekamen – nachdem die Vormieter ausgezogen waren – die Hauptwohnung von immer noch recht geringem Zuschnitt in der Gartenebene. Sie räumten das Zimmer und die kleine Kammer im oberen Geschoss, damit unsere Mutter zusammen mit mir dort einziehen konnte.

Erst im Winter 1951/52 bis Ostern besuchte ich noch das letzte Vierteljahr der sechsten Klasse. Dass ich in der Zwischenzeit bis dahin dennoch unterrichtet wurde, verdanke ich der uneigennützigten Hilfe des Pastors Bazilla in Alt-Wallmoden. Er hat mir verschiedene Schulfächer beigebracht, vor allem das erste Jahr Latein. Deshalb wurde es mir ermöglicht, gleich von der sechsten in die achte Klasse überzuwechseln. Der Lateinzweig bestand nur aus acht Schülerinnen und Schülern, während der Großteil Französisch gewählt hatte. Latein gab eine junge Studienassessorin, der die Klasse auf der Nase herum tanzte. Die Folge war, dass wir für das zweite Halbjahr den kleinen strengen Studienrat Albrecht bekamen mit dem treffenden Beinamen „Giftzwerg“, der sich nicht scheute, Schüler, die einen Kopf größer waren, zu ohrfeigen. Die Klassenarbeiten aber, dem geforderten Unterrichtsstoff entsprechend, waren durch die Bank ungenügend. Deshalb erhielten wir ab der neunten Klasse einen gemütlichen Franken namens Gärtner, der den bisherigen Unterrichtsstoff wiederholte und damit die Klassenleistungen stabilisierte.

Schon ab der achten Klasse hatten wir in Englisch den Sachsen Dr. Müller, der auch Religion unterrichtete. Er begann den Unterricht meistens mit der Aufforderung „but the pibl on the debl“. Mit ihm als Klassenlehrer unternahmen wir auch die erste Klassenfahrt mit Wanderungen durch die Lüneburger Heide. Damit auch die Mädchen betreut wurden, kam Frau Müller mit. Die beiden Lehrer sprachen sich auf gut sächsisch als „Voadi und Muddi“ an. Er blieb uns bis zum Abitur erhalten, und wir machten mit ihm viele Wanderfahrten – in die Holsteinische Schweiz, an den Rhein und an den Bodensee. In bildender Kunst hatten wir einen, der mehr Künstler als Lehrer war und seine Schüler auch so betrachtete. Ein Ereignis kurz vor dem Abitur gestaltete sich dramatisch. Es

gab in der Klasse einige Schüler, die den Wagen ihrer Eltern zur Verfügung hatten, und die schlugen vor, einen Abend im „Waldkater“ zu verbringen, einer Gastwirtschaft hinter Bad Harzburg, ganz an der Zonengrenze gelegen.

Am nächsten Vormittag war ich gerade am Autowaschen, weil ich anschließend mit Ursula zusammen meinen Schwager Kurt im Krankenhaus besuchen wollte. Da kam im schwarzen Opel Rekord Fritz Straten aus Salzgitter und sagte „den Itze hats erwischt“, ja wieso? Er erzählte, dass Itze mit seinem schnellen DKW 3=6 an einem in einer Kurve liegenden Bahnübergang mit einem kollidiert war, den es aus der Kurve getragen hatte. Brigitte Scheel, genannt „Tünnes“ lag schwer verletzt mit einem Leberriß im Krankenhaus und Hanni Borrmann (später Steiner) hatte sich die Zunge durchgebissen. Der Unfall hatte sich schnell herumgesprochen, und ich, der ich Klassensprecher war, wurde zum „Direx“ zitiert. Schwer wogen die Vorwürfe, Klassenfeiern ohne Lehrpersonal seien verboten. Ich sei verantwortlich, die Feier nicht verhindert oder angezeigt zu haben, und was sollte nun so nahe vor dem Abitur aus Brigitte Scheel werden? Dass nicht die ganze Klasse teilgenommen hatte und deshalb die Feier privat gewesen sei, wurde nicht gelten gelassen.

Zu unser aller Überraschung aber tauchte Tünnes im Rollstuhl bei unserer Abiturfeier auf. Der Direktor, dem ich ja an der Schule einiges verdankte, und die Lehrerschaft hatten ein Einsehen gehabt und es Tünnes ermöglicht, das Abitur extern im Krankenhaus zu bestehen. Da ich als Schülervertreter die Rede für die Abiturienten zu halten hatte, konnte sie ja nur von Dankbarkeit über das glückliche Ende geprägt sein.

Während der letzten Jahre in der Oberstufe bekam ich die Aufgabe, im Arzthaushalt Breitsohl Nachhilfeunterricht zu geben und zwar nicht nur an bestimmten Tagen, sondern auch während der langen Sommerferien. Die Eltern – beide praktizierende Ärzte – fuhren in den Urlaub, während ich die Villa bezog, eine Haushälterin hatte und zwei Jungen betreute, den älteren in Latein, den jüngeren noch in der Grundschule in allen Basisfächern. In der Freizeit fuhr die Hausdame mit uns im Opel mit Dreigangschaltung am Lenkrad spazieren. Abends konnte ich lesen – ein Buch über Tischsitten bei enger Sitzordnung „ und in der größten Qual wird auch der Elefant zum Aal“ – oder Musik hören. Ständig im Ohr habe ich seitdem „Oh moon of Alabama“. In der Zeit verdiente ich genug, um ein Fahrrad zu finanzieren, mit dem ich in günstigen Jahreszeiten zur Schule

fahren konnte. Dr. Breitsohl war Alter Herr in einer Burschenschaft in Freiburg und wollte mich dafür werben. Er pries mir an, wie sorgenfrei, mit dem Vorteil einer Wohnunterkunft ich dort leben könnte, wenn ich in Freiburg studierte. Aber meine linke Gesinnung hinderte mich daran.

In Altwallmoden gab es einen Gutsverwalter mit Namen Erhard Polster, der stammte aus einem schwäbischen Pfarrhaushalt und blies Flügelhorn. Mit ihm gründete ich einen Posaunenchor, für den ich ein Tenorhorn zu blasen hatte und die dazugehörigen Noten lernte. Um zu üben, saß ich lange oben im Treppenflur und freute mich an der guten Akustik. Die etwas verstaubten Instrumente von einem Vorgängerchor fanden sich noch auf manchen Dachböden. Darunter war eine alte Hochtuba – total schwarz verkrustet – die wir nach Göttingen zum Instrumentenmacher bringen mussten, um sie abzuschleifen. Ich als Sozios auf Polsters 250er BMW hatte sie im Rucksack. Leider klang sie danach wie eine Gießkanne. Der Klang der Bläsergruppe insgesamt muss wohl so geklungen haben wie „Gott zur Ehre, den Menschen ein Graus“. Nach nicht zu langer Zeit hörte ich von einem Waldhorn, welches der Oberstudienrat Krause verkaufen wollte. Das war natürlich ein edleres Instrument. Ich konnte es auch bezahlen durch den Erlös des Nachhilfeunterrichts. Obgleich ich keinen Musikunterricht hatte, sondern mich früh für den Kunstunterricht entschieden hatte, gab es mir Herr Krause mit dem Auftrag, sobald ich blasen könne, zu ihm ins Orchester zu kommen. Hier blies ich zwar keine originalen Hornnoten, sondern bekam umgeschriebene Cellonoten und eine Zensur im Abi-Zeugnis.

Neben den Einkünften durch Nachhilfeunterricht hatte ich noch eine kleine Quelle des Gelderwerbs. Meiner frühen Neigung nach war ich die ganze Schulzeit über mit Malen und Zeichnen beschäftigt. Ich kopierte mit Bleistift Politikerportraits aus Zeitschriften und entwickelte daraus eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen lebender Personen. Am liebsten malte ich mit Schuldeckfarben Ansichten aus der Umgebung von Altwallmoden. Das brachte mich auf die Idee, auch Motive nach Postkarten aus Lauban zu malen. Meine Heimatstadt bekam nach dem Krieg, als Schlesien immer noch zu Deutschland gerechnet wurde, Hildesheim als Patenstadt. Deshalb wurden alljährlich dort auch Laubaner-Treffen veranstaltet, in der Regel unpolitischer Art. Man traf sich mit Freunden und Verwandten, die der Krieg versprengt hatte. Hier bot ich für Ansichten im DIN A4 Format für fünf und in doppelter Größe für zehn DM an. Die kleineren Blätter zeigten Situationen an der Stadtmauer, den Brüderturm oder

die katholische Kirche, das größere war ein Panorama mit den Winklerschen Taschentuchfabriken. Einmal wurde das Treffen doch politisch, als der rechtskonservative Vertriebenen-Minister Oberländer zu einer Rede kam und den Heimatvertriebenen die trügerische Hoffnung machte, sie könnten wieder zurück.